BORUSSIA.

Museum für preußische Vaterlandskunde.

Band III. Lief. 7.

Leopold von Anhalt-Dessau,

königl. preußischer Feldmarschall.

(Beschluß.)

Im Jahre 1735 waren die Aussichten zur Oberbefehlshaberstelle im Reichsheere für Leopold günstiger, und er reiste mit den beßten Hoffnungen ab, die jedoch nicht in Erfüllung gingen, was dem Könige sehr lieb war, da sein Verhältniß zum wiener Hofe immer gespannter wurde, und er den erfahrnen Leopold nicht gern von sich lassen mochte. Dieser mußte sich jetzt dem Kronprinzen noch mehr widmen, und ihm in allen Zweigen der Kriegführung den sorgfältigsten Unterricht ertheilen, was seinen persönlichen Einfluß beträchtlich vermehrte. Derselbe wurde noch größer, als Grumbkow 1739 mit Tode abging, und der Markgraf von Schwedt eine der königlichen Prinzessinnen zur Gemahlinn erhielt. Aber bald nachher (1740) starb auch Friedrich Wilhelm, und obschon der neue König Friedrich II. auf Leopolds Rathschläge großen Werth legte, war er doch viel zu selbstständig in seinen Ansichten, als daß er sich hätte von ihm leiten lassen mögen. Der Schüler übertraf bald seinen Meister, und billigte nicht immer dessen Anordnungen.

Schon die ersten Regierungsakte König Friedrichs II. ließen Leopold befürchten, daß die unumschränkte Willkür, mit welcher er bisher im preußischen Heere geschaltet hatte, nun bald ein Ende nehmen werde. General Schwerin, ein Mann von menschenfreundlicher Denkungsart und feinen Sitten, wurde zum Feldmarschall ernannt, und nebst seinem Bruder in den Grafenstand erhoben. Gleichzeitig befahl der König, daß die Soldaten nicht mehr so geschlagen, die Offiziere anständiger behandelt werden sollten. Leopold, welcher früher Schwerin vielfach angefeindet hatte, da er ihn nicht leiden konnte, fand sich dadurch gekränkt und zeigte sich nur selten bei Hofe.

Im Herbste 1740 starb auch Kaiser Karl VI., und der König von Preußen, dem sein Vater ein wohlgeübtes Heer von 100,000 Mann hinterlassen hatte, war jetzt ernstlich darauf bedacht, seine Ansprüche auf Schlesien mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Leopold mißbilligte dieses Verfahren auf eine sehr rücksichtslose Weise, und erhielt deßhalb kein Kommando. Der Erfolg dieses kurzen Winterfeldzuges ist bekannt; aber das Jahr 1741 schien ernsthaftere Ereignisse entwickeln zu wollen, und Friedrich konnte jetzt den erfahrnen Leopold nicht länger entbehren. Er berief ihn deßhalb nach Berlin, schilderte ihm die Lage der Dinge, und fand den Fürsten schnell bereit, seine Dienste anzubieten. Vorläufig erhielt er die Weisung, ein Beobachtungsheer von 30,000 Mann in der Mark zusammenzuziehen.

Ein größerer Antheil am Kriege ward ihm 1742, wo er dieses Heer nach Ober-Schlesien führte, unterwegs aber für seine Person zum Könige nach Böhmen abgerufen wurde. Hier erhielt er den Auftrag, die eroberte Provinz zu besetzen und in gutem Vertheidigungsstande zu erhalten, was er auch mit der ganzen Meisterschaft eines tüchtigen Feldherrn ausführte, und den König dadurch in Stand setzte, noch mehr Truppen aus Schlesien nach Böhmen zu ziehen und durch den Sieg bei Czaslau den Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Leopold hatte die innere Befriedigung, hierzu wenigstens mittelbar beigetragen zu haben; sein ältester Sohn wurde für die geschickte Führung der Truppen auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannt.

Als der König 1744 auf's Neue in Böhmen eindrang, erhielt Leopold die Statthalterschaft in der Mark. Die zwar versprochene, aber nicht erfolgte Mitwirkung der Baiern und Franzosen brachte jedoch den König so in Gefahr, daß er im Dezbr. den alten Leopold abermals zu sich berief, und ihm die Führung des Heeres einige Zeit allein überließ, um sich ausschließlich den politischen Geschäften widmen zu können. Dieser löste zwar die Aufgabe, Schlesien zu decken, vollkommen, fand sich aber in den neuen, vom Könige getroffenen Einrichtungen im Heere gar nicht heimisch, und wollte Alles noch in gewohnter Weise abmachen. Zwar imponirte er dem Feinde durch die unerschütterliche Ruhe und Ordnung, in welcher er ihm stets entgegenrückte; aber in Friedrichs Heer fing man bereits in jeder Beziehung an, sich freier zu bewegen. In dieser Zeit empfing Leopold die traurige Nachricht von dem Tode seiner Gemahlinn, welcher ihn tief erschütterte, ohne nur im Geringsten die Rauhheit seiner Sprachweise zu mildern; denn als er diese Trauerbotschaft seinem, im Nebenzimmer krank liegenden Sohne mittheilen wollte, brachte er vor Schluchzen nur die Worte heraus: „Moritz, der Teufel hat Deine Mutter geholt!" — Mehrere Tage und Nächte blieb er vor Schmerz ohne Speise und Schlaf.

Der am 20. Januar 1745 erfolgte Tod Kaiser Karls VII. führte neue Verwickelungen herbei. Der König kam wieder zum Heere nach Schlesien, und übertrug Leopold die Deckung Brandenburgs. Dieser bezog ein Lager bei Halle und beobachtete die Sachsen, welche zwischen Merseburg und Leipzig standen. Schon glaubte man, daß sich Alles friedlich endigen werde, als Leopold ganz unerwartet Befehl erhielt, in Sachsen vorzudringen. Am 29. Novbr. vertrieb er die Sachsen aus der Gegend von Leipzig, nahm die Städte Torgau und Meißen an der Elbe, um die Verbindung mit dem Könige sicher zu stellen, welcher von Schlesien aus vordrang, ging aber damit nicht rasch genug zu Werke, weßhalb er von diesem einige harte Vorwürfe erhielt, zugleich aber auch Verstärkungen und den Befehl, die Sachsen und Oestreicher ohne Verzug anzugreifen. Leo-

pold hatte jetzt 34,000 Mann, mit denen er den 15. Dzbr. über Wilsdruff gegen Kesselsdorf aufbrach, wo 35,000 Sachsen und Kaiserliche, unter des Feldmarschalls Rutowski Befehlen, in einem befestigten Lager standen. Um 2 Uhr Nachmittags hatte die preußische Armee ihren mühevollen Aufmarsch beendet, und durfte mit dem Angriffe nicht zögern, wenn an diesem Tage noch etwas entschieden werden sollte. Der erste Versuch, Kesselsdorf zu nehmen, woran sich die linke Flanke der Sachsen stützte, mißlang, der Feind beging aber den großen Fehler, die Weichenden durch Infanterie zu verfolgen, wodurch dieselbe auf dem mit frisch gefallnem Schnee bedeckten Boden so in Unordnung kam, daß die herbei eilende preußische Kavalerie mit dem glücklichsten Erfolg auf sie einhieb, und die Batterien hier bald ihr Feuer einstellen mußten. Leopold erkannte augenblicklich die ganze Wichtigkeit dieses Moments, ließ eiligst frische Bataillone gegen Kesselsdorf rücken, und gab Befehl zum Vorschreiten der ganzen Schlachtlinie. Nach zweistündigem, höchst blutigem Kampfe war der Sieg vollständig errungen. Jede Partei hatte gegen 5000 Todte und Verwundete, die Sachsen überdieß 5000 Gefangene, 48 Geschütze und mehrere Fahnen verloren. Wie entscheidend der Entschluß Leopolds war, den Angriff keinen Augenblick zu verschieben, geht aus dem Umstande hervor, daß der Prinz Karl von Lothringen mit 46,000 Mann bei Dresden, nur 2 Stunden davon stand, und am nächsten Tage die Sachsen verstärken, oder diese an sich ziehen konnte, in welchem Fall der König, der an demselben Abende mit seinem Heere bei Meißen ankam, doch wohl Bedenken getragen haben würde, unter so erschwerenden Umständen das Glück der Schlachten zu versuchen. Wenige Tage (den 25. Dezbr.) später kam in Dresden der Frieden zu Stande, und so hatte Leopold den Ruhm, seine kriegerische Laufbahn mit einem eben so glänzenden als folgenreichen Siege zu beschließen.

Die wenigen Jahre bis zu seinem Tode brachte Leopold größtentheils in dem gewohnten geschäftigen Treiben auf den Exerzierplätzen und in den Wäldern zu, fortwährend einer festen Gesundheit und der vollen Geisteskraft sich erfreuend. Am 7. April 1747 benahm ihm jedoch, nach reichlich genossenem Mittagsmahl, ein Schlagfluß den Gebrauch aller Sinne, und in diesem bewußtlosen Zustande schied er zwei Tage später aus diesem Leben. Sein Leichenbegängniß geschah, nach eigener Anordnung, mit kriegerischer Feierlichkeit, aber ohne alle Pracht. —

Leopold war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, von seltener Originalität. Sein Anblick erweckte zugleich Furcht und Vertrauen, je nachdem er gerade gestimmt war, und er würde durch seine hohe Gestalt noch mehr imponirt haben, wenn er mehr Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendet hätte. Als Mensch betrachtet ist viel an ihm zu tadeln, hauptsächlich seine bis zur Grausamkeit gehende Härte, bei oft unwichtigen Anlässen, und das eben so willkürliche als rücksichtslose Verfahren gegen Jedermann; denn der Sinn für Gerechtigkeit ging ihm gänzlich ab, und seine Wohlthätigkeit entsprang ebenfalls nur aus seiner Willkür; er nahm und gab, bestrafte und belohnte nur, wenn und wie es ihm gerade beliebte. Seine Religiosität war aufrichtig in ihren Aeußerungen, aber ganz originell. Als seine Tochter Luise, regierende Fürstinn von Anhalt-Bernburg, auf dem Sterbebette lag und Leopold zu ihr trat, betete er voll Inbrunst: „Herr, ich bin kein solcher Lump, der Dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt; ich komme nicht oft, will auch sobald nicht wieder kommen, so hilf mir denn auch jetzt und laß meine Tochter gesund werden!" — Vor der Schlacht bei Kesselsdorf betete er vor der Front mit lauter Stimme: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei; willst Du mir aber dieses Mal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh', wie's kommt!" — Die Kirche besuchte der Fürst regelmäßig; das ihm sehr gefallende Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," nannte er unseres Herrgotts „Dragonermarsch", sang aber dieses Lied, wie jedes andere, nur nach der bekannten Melodie des dessauer Marsches, da es ihm unmöglich war, sich andere Melodien zu merken. Von Musik verstand Leopold überhaupt gar nichts, und er gerieth eines Tages in heftigen Zorn, als er zufällig bei der Parade wahrnahm, daß zwei Waldhornisten nicht mit bließen, weil sie eben pausiren mußten. — Da einer derselben Muth genug hatte, dem Fürsten dieß bemerkbar zu machen, schnaubte ihn dieser mit den Worten an: „Warte, Kanaille, ich will Dich im Dienste pausiren lehren," — und trieb den vermeintlichen Saumseligen durch Stockprügel wieder zum Blasen an. Bei entschiedener Lust zum Schreiben war seine Handschrift doch kaum zu entziffern, und setzte die Vollstrecker seiner Befehle oft in die größte Verlegenheit. Einst war ein General durchaus nicht zum Stande, den erhaltenen Befehl zu lesen, und schickte seinen Adjutanten damit zum Fürsten zurück, um die nöthige Aufklärung bittend; aber Leopold selbst war darin nicht glücklicher, warf den Zettel unwillig in's Feuer und sagte: „Aber, zum Teufel, ich hab's ja nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern ihr," und gab darauf den Befehl mündlich. Ueberhaupt hatte seine nächste Umgebung einen harten Stand; nur wer sich nicht einschüchtern ließ und gelegentlich recht grob wurde, konnte bei ihm aushalten.

Seine Gattinn liebte Leopold zärtlich bis an ihr Ende; sie gebar ihm 5 Söhne und 5 Töchter. Der älteste Prinz, Wilhelm Gustav, starb 1737 an den Blattern, und war heimlich mit einem Bürgermädchen verheirathet, welches von ihm neun Kinder hatte; sie wurden später sämmtlich zu Grafen und Gräfinnen von Anhalt erhoben. Die übrigen Prinzen betraten alle die militärische Laufbahn, drei davon wurden Feldmarschälle. Der jüngste Prinz, Moritz, war des Vaters Liebling, er ließ ihn ohne allen Unterricht aufwachsen, um zu sehen, was die Natur allein aus ihm machen würde, was zur Folge hatte, daß er weder lesen, noch schreiben konnte, als er bereits General war; auch dieser glänzt unter Preußens Feldmarschällen. Die Prinzessinnen wurden ausschließlich von ihrer Mutter erzogen, und waren sehr sorgfältig unterrichtet. Außer diesen Kindern hinterließ Leopold noch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorst, wovon der eine sich als geistreicher und sarkastischer Militärschriftsteller ausgezeichnet hat; seine „Betrachtungen über die Kriegskunst" geben manchen wichtigen Aufschluß über die früheren Verhältnisse; er starb 1813 als Oberstlieutenant in Dessau.

Was das preußische Heer dem Fürsten Leopold

verdankt, ist gehörigen Orts bereits angedeutet worden. Aber seine starre Einseitigkeit machte ihn unfähig, dasselbe weiter fortzubilden, und sich in neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Das Beßte von seiner militärischen Schöpfung, nämlich der den Truppen beigebrachte Geist der Ordnung, des Gehorsams, und ein großes Selbstvertrauen, wirkte jedoch lange nach seinem Tode fort, und trug zu den siegreichen Erfolgen Friedrichs des Großen mehr bei, als die taktischen Künsteleien der Exerzirmeister aus Leopolds Schule. Das Vertrauen der Truppen zu seinem Anführertalent war gränzenlos, und erklärt zum Theil ihre fast beispiellose Hingebung: die Soldaten hielten ihn für einen Hexenmeister, der sich kugelfest machen könne; denn in 22 Schlachten und 27 Belagerungen war er nur einmal leicht verwundet worden, obgleich er sich stets den größten Gefahren aussetzte.

Leopolds Feldherrntalent muß aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt werden, und steht nicht ohne Makel da. Seine Entwürfe waren klar durchdacht und kühn, die Ausführung derselben geschah mit Entschlossenheit; Hindernisse und Gefahren schreckten ihn niemals: unaufhaltsam schritt er dem vorgesteckten Ziele zu und erreichte es stets, weil an Hartnäckigkeit und Ausdauer Niemand ihm gleich kam, und diese Eigenschaften schon allein den Sieg verbürgen können. Aber seine Siege waren in der Regel viel zu theuer erkauft; denn es fehlte ihm die nöthige Gewandtheit des Geistes, um eine geschickte Auswahl der Mittel zur Erreichung taktischer Zwecke treffen zu können. Er opferte Tausende, wo Andere mit Hunderten dasselbe bewirkten, und verstand sich nicht auf die bei anhaltenden Kämpfen so nöthige Menschenschonung. Leopold mag dieß selbst gefühlt haben; denn er verhehlte oft absichtlich die Größe seiner Verluste.

Das gelungenste Bild des Fürsten, von dem preußischen Hofmaler Anton Pesne gemalt, befindet sich auf dem Schlosse zu Dessau, und stellt ihn in der Feldmarschallsuniform mit Unterkleidern von grober grauer Leinwand dar, wie er sie fast bei jeder Gelegenheit zu tragen pflegte. Im Jahre 1790 ließ ihm Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg ein Denkmal setzen. Ein größeres Standbild von carrarischem Marmor wurde 1800 zu Berlin, dem königlichen Schlosse gegenüber, im Lustgarten aufgestellt. Die beste Lebensbeschreibung des Fürsten hat Varnhagen von Ense geliefert.

August Wilhelm Iffland.

(Beschluß.)

Nur um so fester kettete Iffland dieser neue Beweis des königlichen Wohlwollens an Berlin, und auf's Neue schlug er um diese Zeit ein Engagementsanerbieten nach Wien aus.

Inzwischen hatte die rastlose Thätigkeit seine körperlichen Kräfte erschöpft und die geistigen ermüdet. Gleichwohl trat er im Herbste 1811 zu Breslau in einigen Gastrollen noch mit einer Frische des Humors auf, welche seine innere Zerrüttung kaum ahnen ließ. Von dieser zeugen in einem seiner Briefe im August des genannten Jahres folgende Worte: „Ich bedarf nicht zu beten: Schaff in mir Gott, ein reines Herz! wohl aber: Schaff in mir, Gott, ein frohes Herz!" —

Ungeachtet seiner körperlichen Leiden und mehrmaligen Blutauswurfs reiste er von Breslau Tag und Nacht nach Frankfurt a. M., und war von dem dortigen Gastspiele durch die abmahnenden Vorstellungen seiner Freunde, seiner Gattinn und des Arztes nicht zurückzuhalten. Ungeachtet dieser neuen Erschöpfung trat er am andern Abende wieder in Darmstadt auf, ging dann nach Manheim, dem Mittelpunkte seiner liebsten Erinnerungen, und genoß in ihnen an Ort und Stelle noch einmal die Tage einer schöneren Vergangenheit. Auch hier gab er einige Gastrollen, und nahm dann Abschied von seinen noch vorgefundenen Freunden, deren Wiedersehen er nicht mehr zu hoffen schien.

Als er über Braunschweig sehr erschöpft nach Berlin zurückgekehrt war, fesselte ihn ein Fußübel mehre Wochen an's Zimmer. Kaum genesen, warf er sich im Drange seines lebhaften Pflichtgefühls sogleich wieder in den breiten Strom seiner Geschäfte, und war auch von der Bühne nicht zurückzuhalten. Er folgte 1812 einer Einladung nach Karlsruhe, wo man ihn durch vortheilhafte Anträge zu gewinnen suchte. Allein er schlug sie eben so standhaft aus, wie die früheren von Wien, und wahrscheinlich mehr aus Anhänglichkeit an das königliche Haus, als an das berliner Publicum, mit welchem er, bei aller beifälligen Wirksamkeit auf dasselbe, dennoch nicht ganz zufrieden gewesen scheint.

Nach dem Ausbruche des Krieges 1813 gab er den dringenden Vorstellungen des Arztes nach, das Bad Reinerz in der Grafschaft Glaz zu besuchen. Die dortige treffliche Molkenkur schien seine gesunkenen Kräfte neu zu beleben, und er kehrte mit einem neuen Lebensgeiste nach Berlin zurück. Hier betrat er die Bühne wieder, und zwar in zum Theil angreifenden Rollen, wie Wilhelm Tell, welchen er mit fast jugendlichem Feuer spielte. Es war indeß nur das letzte Auflodern der Künstlerflamme, welche mit seinem Leben bald auf immer zu erlöschen drohte.

Ifflands Kränklichkeit wuchs bei seiner unausgesetzt großen Anstrengung dergestalt, daß das physische Unvermögen von seinem unermüdlichen Geiste sich nichts mehr abtrotzen ließ. Er mußte sich nicht nur von der Bühne, sondern auch von seinem Geschäftskreise bei derselben zurückziehen. Um diese Zeit verkaufte er sein Landhaus im Thiergarten, welches ihm nach seiner eigenen Aeußerung wenigstens einigen Ersatz für die geliebte Rheingegend darbot, und lebte fortan in der Abgeschiedenheit seines Krankenzimmers.

Einen großen Moment gab es bald darauf in Berlin, den Ifflands dichterisches Talent wenigstens noch durch ein öffentliches Lebenszeichen zu feiern suchte. Die langen wilden Kriegsstürme der Zeit schienen ausgetobt zu haben; Irene lächelte durch die gebrochenen Wolken, und die königliche Familie kehrte nach Berlin zurück. Iffland schrieb für dieß festliche Ereigniß das kleine Stück: „Liebe und Wille", und bei der Ankunft der Kaiserinn von Rußland einen Prolog. Diese erschien im Theater, und Iffland ließ es sich nicht versagen, noch einmal, wenn auch nur im Hintergrunde, dort zu erscheinen. Es war am 23. Januar 1814.

Mit dem Beginn der Saison eilte er noch einmal zu der heilkräftigen Najade von Reinerz; al-

lein vergebens. Sie vermochte die tief gesunkene Lebenskraft des Kranken dieses Mal nicht mehr aufzurichten. Fast dem Tode nahe, kehrte er nach Berlin zurück, wo ihm noch eine große Freude beschieden war. Der Staatskanzler zeigte ihm an, daß der König sein wohlgetroffenes Bild, von Graff gemalt, für die königliche Gemäldegalerie gekauft habe. Er dankte kurz vor seinem Tode dem hohen Gönner dafür mit Worten des innigsten Gefühls, und schloß mit dem Wunsche, daß Gott ihm noch Kräfte gönnen möge, sich ferner dem Dienste des geliebten Herrn zu widmen und an seiner Heldenbahn sich erheben zu können.

Solche Lebenshoffnung sprach sich auch noch zwei Tage vor seinem Tode, in einem herzlichen Briefe an seine in Hannover verheirathete Schwester aus, und einen Tag vor seinem Ende fuhr er sogar Vormittags mit Genehmigung des Arztes nach Charlottenburg. Nach der Heimkehr diktirte er noch seinem treu ergebenen Sekretär Maurer einige Briefe. Eine stille Heiterkeit ruhte auf seinem Wesen, die nur erst des Abends sich in quälende Unruhe verwandelte. Er ließ sich während der Nacht aus einem Sessel in den andern tragen, und nahm gegen Morgen in einer Ecke des Sophas Platz, während der Sekretär, von mehren Nachtwachen erschöpft, in der andern Ecke in einen kurzen Schlummer fiel. Als er erwachte, war Iffland, den Kopf auf den Arm gestützt, in der ruhigsten Stellung und scheinbar schmerzlos bereits verschieden. Es war am 22. September 1814. — Seine Beerdigung war feierlich, und das ganze Theaterpersonal folgte seinem Sarge.

Vielfache Anfeindungen und Verläumdungen, denen zu begegnen er verschmähte, waren Ifflands Schicksal. Den letzteren nach soll er sich Ausschweifungen ergeben haben, dabei stolz, anmaßend und verschwenderisch gewesen sein. Allein für die erstere Angabe mangeln wenigstens sichere Beweise, und sein sogenannter Stolz war nicht lächerliche Aufgeblasenheit, sondern nur das gewiß nicht übertriebene Bewußtsein seines Werthes, welches sich auch in der Würde der äußern Haltung ausdrückte. Vielleicht suchte er dadurch auch bisweilen repräsentativ jener Verachtung zu imponiren, wodurch er seinen Stand bisher so ungerecht verunglimpft sah. Wer ihn genauer kannte, will nicht einmal eigentliche Eitelkeit an ihm bemerkt haben, und in der That ist in den Nachrichten über seine theatralische Laufbahn kaum eine liebenswürdigere Bescheidenheit des Selbstbiographen denkbar.

Den Vorwurf der Anmaßung widerlegt der Umstand, daß er sich sehr oft nicht die glänzendsten, sondern die schwierigsten Rollen wählte, und mitunter selbst Statistendienste nicht verschmähte. Lästig waren ihm, nach öfteren Aeußerungen, auf seinen Kunstreisen oft nach der Vorstellung die vielen Gaffer, und unwillig gedachte er einst der Preiserhöhung der Plätze bei seinem Gastspiel in Magdeburg. Dagegen mag sein kaltes, gebieterisches Wesen als Director, dem Theaterpersonale gegenüber, mehr auf abwehrender Klugheit gegen die übertriebenen Ansprüche mancher Einzelnen, als auf seinem eigentlichen Charakter beruht haben.

Ebenso unbegründet ist der ihm oft gemachte Vorwurf der Verschwendung. Er liebte allerdings einen stillen, äußern Glanz um sich her, und sein Haushalt glich dem eines wohlhabenden Mannes, der sich die Befriedigung eines Wunsches nicht versagt, sobald diese in seiner Macht steht. Wer das Geld als Zweck, nicht als Mittel ansieht, wie Iffland, dürfte dieß bei gleichen Einkünften vielleicht Verschwendung nennen können; allein es muß damit, dem letzteren Prinzipe zufolge, ein anderer Begriff verbunden werden, und zwar der des erlaubten Lebensgenusses nach Maßgabe der pecuniären Mittel, will man nicht echt philisterhaft nur den der Nothwendigkeit für Geldausgaben gelten lassen, um nicht den Vorwurf der Verschwendung zu machen. Iffland war stets überzeugt, daß er nicht reich sterben werde, und sagte: „Einen reichen Künstler kenne ich nicht. Um der Kunst willen muß man leben, und da stirbt man denn auch am glücklichsten.“ — Er achtete das Geld um so weniger, je leichter er es mitunter erwarb, und verwandte einen großen Theil seiner bedeutenden Einnahmen edelmüthig auf die Unterstützung von Kunstgenossen, oder deren nachgelassene Familien.

Obgleich er seinen Stand bekanntlich nach der innigsten Jugendneigung als Beruf wählte, so ist es doch sicher, daß er sich darin nicht glücklich gefühlt hat. Schon die leiseste Erinnerung an seine künstlerische Entwickelungsperiode vermochte ihn anhaltend zu verstimmen; denn die düstere Grundlage seines Gemüthes reflektirte nur die Schattenseiten des Schauspielerstandes, insbesondere in Neid und Kabale, welche er reichlich erfahren hatte, nicht den durch sein Talent errungenen Ruhm, noch weniger die Behaglichkeit eines materiell reichlich gesicherten Lebens. Er schien kein Freund der Geselligkeit, insbesondere größerer, vornehmer Kreise, zu denen er in Berlin oft geladen ward, aber selten erschien, weil er annahm, man erwarte von einem Schauspieler Unterhaltung, auch wohl Belustigung mit einer Art Zuversicht. Liebenswürdig, oft bis zum Muthwillen lustig, soll er dagegen oft sich unter Menschen bewegt haben, die seinem Naturell zusagten.

Daß er in einem Berufe, dessen Hindernisse und Schwierigkeiten er selbst tief empfand, dennoch den höchsten Anforderungen desselben genügte, ist um so bewundernswerther, da seine äußere Erscheinung nicht eben sein Talent begünstigte, und er durch seine Kunst einen fortwährenden Triumph über die Natur feiern mußte. Denn er war von nicht ansehnlicher Gestalt, und dabei untersetzt, wie Garrick und Eckhof. Sein Hängebauch war in spätern Lebensjahren an sich keine angenehme Zugabe für eine Theaterfigur, und stand noch im Mißverhältniß zu den ziemlich magern Schenkeln, während die sehr starken Waden mit den kleinen Füßen wieder schroff kontrastirten. Ungünstig für die Theaterperspektive war auch sein volles und rundes Gesicht. Ein herrliches, schwarzes Auge darin überstrahlte jedoch siegend alle die bezeichneten äußerlichen Mißfälligkeiten, und war der Brennpunkt seines Spieles, dessen Mimik insbesondere ihrer stets psychologisch motivirten Wahrheit wegen gerühmt ward. Jenes Feuerauge sicherte ihm dabei eine beispiellose Herrschaft über das Publicum, was vorzüglich bei Vorlesungen, wo er mimisch auf den Blick beschränkt war, entschieden hervortrat. So feierte er einst, nach dem Urtheile eines seiner Freunde, einen größeren Triumph, als bei der späteren öffentlichen Darstellung, durch die Vorlesung von Werners Schauspiel: „Die Weihe der Kraft.“ Das Stück gewann außerordent-

lich bei Ifflands selbstständigem Vortrage; denn er hob, in trefflicher Vertheilung von Licht und Schatten, die großen Schönheiten desselben kräftig hervor, während er die schwächlichen und mystisch süßlichen Partien mehr zurücktreten, oder zum Vortheile des Ganzen völlig wegließ. Ueberladen mußte dieß dagegen bei der scenischen Darstellung selbst erscheinen, wo Niemand von seiner Rolle einen dankbaren Effekt aufopfern wollte, und somit eine zu grelle Farbengebung hervortrat.

Iffland war, wie schon bemerkt, ein großer Meister der Mimik. Sowohl für die eigene, als fremde Rede war die begleitende Gestikulation stets durchdacht und angemessen, und nach seiner oft regungslosen, gleichsam plastischen Ruhe gewann der Blitz des schönen Auges, oder die einfachste Handbewegung, wodurch er dem Zuschauer plötzlich seinen Seelenzustand andeutete, ungleich höhere Wirkung, als die gewöhnliche Mimik sie je erzielt. Ueber diese körperliche Beredtsamkeit, wie Iffland die Mimik nannte, hat er selbst schätzbare Bemerkungen in seinem Almanach für Theater und Theaterfreunde gegeben. Ein wahrhaft graziöser Anstand und seltene Sicherheit der Bewegung auf den Bretern, wodurch er diese als seine eigentliche Heimath darstellte, trat ebenfalls als Eigenthümlichkeit bei ihm hervor. Seine Rollen studirte und memorirte er so genau, daß er des Souffleurs wenig bedurfte, und liebte dabei das Extemporiren. Er setzte dadurch, wenn er bei besonders guter Laune war, und bemerkte, daß Mitspieler und Publicum diese theilten, die Ersteren, namentlich in sogenannten chargirten Rollen in nicht geringe Verlegenheit, indem er Einfälle und Witzfunken einstreute, und dabei das Stichwort vergaß, oder absichtlich nicht gab. Man suchte oft, wiewohl meist vergeblich, das Recht der Wiedervergeltung an ihm zu üben. Ein Fall dieser Art war, als ein beliebter Komiker an Iffland sich rächen wollte, indem er extemporirte: „Da stehen wir nun, wie ein Paar Ochsen am Berge!" — und meinte, dadurch Iffland zum Lachen zu bringen. Allein dieser sah ernsthaft und so scharf dem Sprecher in's Gesicht, daß Er selbst zu lachen begann. Dieser zog nun einen nahen Stuhl herbei, ließ sich darauf nieder, und sagte mit Salbung: „Ich sitze!" — Wie drastisch die Wirkung des Impromptüs war, ist leicht zu begreifen.

In der gedachten körperlichen Beredtsamkeit, so wie in der Kunst, die Schönheit aus der Ruhe hervortreten zu lassen, endlich in der entsprechendsten äußern Charakteristik der Rolle, unterschied Ifflands Spiel sich wesentlich von dem seiner Zeitgenossen, und er ist dadurch der Begründer einer neuen Kunstschule geworden. Was jener Maler in „Aemilia Galotti" von Raffael sagt, daß dieser, selbst ohne Hände geboren, dennoch ein großer Maler gewesen wäre, konnte auf Iffland, vielleicht mit größerem Rechte, eine ähnliche Anwendung finden, da dieser, wäre er stumm geboren worden, durch seine Gebärdensprache, durch welche er in höchster Kunstvorstellung oft das gesprochene Wort überflügelte, immer ein großer Schauspieler gewesen wäre; denn die leisesten Krümmungen seiner Finger selbst sagten etwas, sie sprachen und deklamirten.

Durch eine seltene Weihe des Genius in der Herrschaft über Körper und Stimme war jede Darstellung Ifflands plastisch und musikalisch gerundet und vollendet; in jeder erkannte man das klarste Bewußtsein wahrhafter Konsequenz, strengen inneren Zusammenhang und vollständige Beherrschung des Stoffes. Indeß gestand man ihm vorzugsweise im Sentimentalen, Gemüthlichen, fein Komischen, besonders in der komischen Grandezza, eine geniale Schöpferkraft und unerreichte Meisterschaft zu. Zum Hochkomischen schien ihm die Natur weniger zu fehlen, als zum Tragischen. Selten erschien übrigens seine Persönlichkeit mit der komischen Figur seiner Darstellung innig verschmolzen; vielmehr machte er oft den Eindruck, als übe er noch eine Ironie über diese aus, was in hochtragischen Rollen, wie in Franz Moor, oft noch nachtheiliger wirkte. In dergleichen, wie in hochkomischen Partien, soll er, bei aller hohen Achtung für sein Verdienst, nach dem ziemlich übereinstimmenden Urtheile Berlins, mitunter von Fleck und Unzelmann übertroffen worden sein. Ein summarisches Urtheil über Ifflands Künstlerthum dürfte darin enthalten sein, daß seine hervorragende Reflexion, bei dem Mangel eigentlicher Gefühlstiefe, ihn mehr für die ideale Porträtirung gegebener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde befähigte.

Bei seiner allgemeinen Empfänglichkeit und dem allgemeinen Darstellungstriebe war Iffland schon früh als dramatischer Dichter aufgetreten, doch hat er als Solcher nie den hohen Rang, wie als darstellender Künstler erreicht. Die Erfahrung und sein eigenes Beispiel haben gezeigt, daß die Verbindung beider Bestrebungen nothwendig der einen schade, indem der Genius des Dichters dabei allzu leicht die poetische Wahrheit dem Theatereffekt aufopfert, den er als Schauspieler wünscht. Ein magerer prosaischer Sandboden liegt vielen ifflandschen Dichtungen zu Grunde; hart und oft unbillig sind sie namentlich in neuerer Zeit beurtheilt und als stete Familienähnlichkeiten bezeichnet worden. Indeß ist nicht zu läugnen, daß einzelne der darin auftretenden Familiencharaktere auch als stereotype Muster in dem eigenthümlichen Kreise scenischer Wirksamkeit, für den sie gezeichnet wurden, dastehen.

Einen richtigen Maßstab zur Beurtheilung von Ifflands dramatischen Werken giebt Einer seiner Freunde in den nachfolgenden Worten: „Ifflands Dichtungen waren Schöpfungen aus seiner Zeit und für dieselbe; diese selbst war keine jetzige, von willkürlich selbst geschaffenen philosophischen Kunsttheorien verwirrte und zersplitterte, sondern eine in sich klare, natürliche, verständige. Die Zustände dieser Zeit spiegelte nun Iffland in seinen Dramen auf poetische Weise wieder. Er schildert zwar nur ein stilles, bürgerliches, politisch unbewegtes Familienleben in ernstem oder heiterem Tone, aber jedes Mal mit der tiefsten psychologischen Wahrheit, welche auf das Herz oder das Zwerchfell ihre Wirkung nie verfehlen konnte. Seine Dichtungen sind, wie seine theatralischen Leistungen, Früchte, nicht erwachsen unter den heißen Sonnenstrahlen der Phantasie, sondern unter dem warmen Schirm und Schutze des Gemüths und am Spalier der Wahrheit gereift." —

Ifflands dramatische Werke wurden von ihm selbst in den Jahren 1798—1809 zu Leipzig und Berlin in 18 Oktavbänden gesammelt, und mit trefflichen Kupfern von Böhm, Volt, Jury und andern Künstlern geziert. Unter den darin enthalte-

nen größtentheils bekannten Stücken nehmen „die Jäger" und „die Hausfreunde" vorzügliche Ehrenplätze ein. Sehr gelungen und besonders durch die Naivität in dem Charakter der Margarethe ausgezeichnet ist auch das Lustspiel: „Die Hagestolzen", zu welchem Göthe, Ifflands Andenken feiernd, ein Vorspiel dichtete. Man übersetzte das Stück in's Englische. Die übrigen in fremde Sprachen übertragenen Dramen Ifflands sind unter andern: „Verbrechen aus Ehrsucht, die Mündel, der Spieler, die Advokaten, die Aussteuer und der Magnetismus."

Zu den theatralischen Arbeiten Ifflands gehören noch seine Beiträge für die deutsche Schaubühne in Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schriftsteller, wozu ihn zum Theil die Politik während der französischen Oberherrschaft nöthigte. Größtentheils enthält diese Sammlung Lustspiele von Picard, außerdem aber auch dergl. nach A. Duval, Caigniez und Bouilly. — Von 1807 bis 1809 gab Iffland zu Berlin einen Almanach für Theater und Theaterfreunde, in drei Jahrgängen heraus, geziert mit Kupfern und Musikbeilagen.

Seine übrigen Schriften sind: „Der Blick in die Schweiz, die Beschreibung einer Reise von Manheim über Rastadt nach Basel, Bern, Luzern, Zürich" u. s. w., und einzelne Aufsätze in Journalen, namentlich über Dramaturgie, wozu er, nach Lessings theoretischer Kompetenz bis dahin gewiß die meiste praktische hatte. Julius Krebs.

Küstrin,

Stadt und Festung 2. Klasse im gleichnamigen Kreise, Regierungsbezirk Frankfurt, sonst Hauptstadt der Neumark und Sitz der neumärkischen Landeskollegien, in einer sumpfigen Ebene, am rechten Ufer der Oder und Wartha, 4 Meilen von Frankfurt, 6 Meilen von Landsberg, 12 M. von Berlin und 14 M. von Stettin entfernt, wird auf 2 Seiten von der Wartha und Oder, über welche eine 400 Schritt lange Brücke führt, auf der 3. Seite von einem Arme der Wartha und von starken Morästen umgeben, und von der 4. Seite ist sie durch ein gut gebautes Hornwerk gedeckt. Sie ist übrigens mehr durch ihre Lage und die Beschaffenheit des Bodens, als durch Befestigungen stark. Die Stadt, aus der Alt- und Neustadt bestehend, ist an sich klein, hat aber 3 weitläufige Vorstädte: 1) die jenseit der Oder auf der mittelmärkischen Seite gelegene lange Vorstadt, aus welcher (von Berlin her) eine 875 F. lange, mit einer starken Schanze befestigte hölzerne Brücke nach der im Hornwerke gegen die Oder zu 1733 angelegten Neustadt führt; 2) die kurze Vorstadt auf der neumärkischen Seite, und 3) den jenseits der Oder liegenden Fischwerder, Steindamm und Kietz. Auf der Nordostseite (von Landsberg her) gelangt man zur Stadt über einen 600 Schritt langen Damm, welcher 7 Brücken hat; auf der Südwestseite (von Frankfurt her) über einen ¾ Meilen langen Damm, der durch die Moräste vermittelst 36 Brücken führt. Küstrin ist der Sitz eines Land- und Stadtgerichts 2. Klasse, eines Landrathes, einer Forstinspektion, eines Postamtes, eines Deichhauptmannes ꝛc., zählt gegen 6000 Einwohner in beinahe 500 Häusern, und hat 2 evangelische Kirchen, 2 große Kornmagazine, 1 Schloß, 1 Bürgerschule, 1 Lazareth, 2 Pulvermagazine, 1 Arbeitshaus ꝛc. Die Gewerbe liefern Rasch-, Leder-, Stärke und Wollenzeuge; besuchte Jahr- und Wochenmärkte befördern außerdem den Verkehr. Für den Fremden sind nur einige Festungswerke, ein ungeheueres Magazin-Gebäude, und das Schloß durch die 5jährige Haft Friedrichs des Großen als Kronprinz (s. S. 20) merkwürdig.

Küstrin, unbekannten slavischen Ursprungs, in alten Urkunden Koztrzyn, d. h. Rohrkorb, wie auch der nahe See heißt, davon Kostrin und Köstrin, entstand unstreitig durch die Beschaffenheit des Ortes, den man als einen Uebergangspunkt beschützen mußte, so wie durch dessen vortheilhafte Lage, welche zu Fischerei, Schifffahrt und Handel einlud, indem man zuerst eine Burg erbauete, unter deren Schutze sich Fischer, Schiffer und Handelsleute niederließen. Dadurch kam der Ort bald empor und ward auch in die Hanse aufgenommen. Nach der Unterwerfung der Wenden in dieser Gegend, im 12. Jahrhunderte, gehörte die Neumark mit Küstrin abwechselnd zu Brandenburg und Pommern. Während dieser Zeit wurde auch das erste alte Schloß erbauet und der Ort erhielt später von den bairischen Kurfürsten mancherlei Privilegien. Die luxemburgischen Kurfürsten bestätigten der Stadt die erlangten Rechte und Freiheiten und fügten noch durch die Rolands- oder (richtiger) Rügelandssäule die peinliche Gerichtsbarkeit hinzu. Kaiser Sigismund verpfändete aber 1402 die Neumark mit Küstrin an die deutschen Ritter für 63,200 ungarische Gulden (Dukaten) und sie blieb in deren Gewalt bis 1455, also 53 Jahre. Da löste sie Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg für 100,000 Goldgulden von dem Hochmeister Ludwig von Erlichshausen wieder ein, und sie blieb hierauf mit Brandenburg bis 1535 verbunden. Nach Joachims I. Tode aber kam die Neumark an Joachims II. jüngeren Bruder, den Markgrafen Johann, welcher von 1536 bis 1571 in Küstrin residirte, wo er auch den 31. August 1513 geboren worden war, und den Ort, zur Hauptstadt der ganzen Neumark erklärend, bedeutend vergrößerte, verschönerte und von 1545—1568 mit großen Kosten befestigte. Als Residenz dieses Markgrafen, welchen seine Zeitgenossen den Weisen, den Ernsthaften, das Auge Deutschlands nannten, gewann Küstrin in jeder Hinsicht; denn Johann führte seit 1537 die Kirchenverbesserung ein, erbaute eine neue Kirche, das Schloß ꝛc., errichtete eine lateinische Schule und beförderte das Wohl der Stadt auf alle Weise. Da er mit seiner Gemahlinn, Katharina von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit welcher er sich 1537 zu Küstrin vermählt, nur 2 Prinzessinnen hatte, so fiel nach seinem Tode das Land dem Kurhause wieder zu. Unter den Kurfürsten vergrößerte Joachim Friedrich (1598—1608) das Schloß noch mit einem Flügel. Der Uebertritt Johann Sigismunds 1613 zur reformirten Kirche blieb auch für Küstrin in kirchlicher Hinsicht nicht ohne Folgen; denn die dasige Schloßkirche ward hierauf den Reformirten übergeben. Im 30jährigen Kriege sah sich der Kurfürst Georg Wilhelm endlich doch genöthigt, Küstrin dem Könige Gustav Adolf einzuräumen, und die Schweden hielten die Festung bis nach dem prager Frieden 1635 besetzt. Darauf hatte diese wieder brandenburgische Besatzung, welche aber dem Kaiser Treue schwören mußte. Gouver-

III. 7. B. I.

Küstrin,

von den Lünetten aus gesehen.

BIBL. UNIV. WROCŁ.

19

BIBL. UNIV. WROCŁAW

III. 7. B. II.

Stecklenburg und Lauenburg.

neur war damals Konrad von Burgkstorf und Kommandant Hans von der Marwitz, beide tapfere Vertheidiger der Festung. — So blieb Küstrin zwar, welches von keiner feindlichen Macht erobert wurde und während des Krieges ein sicherer Zufluchtsort für die Neumark war, von Plünderung und Zerstörung frei, litt aber dennoch sehr viel 1624 und 1638 durch die Pest, 1629, 1637 und 1641 durch große Hungersnoth, da die Neumark von den Feinden verwüstet und ausgeplündert war. Nach dem westfälischen Frieden befestigte der große Kurfürst Küstrin noch mehr, wobei sich der seinem Bruder folgende Gouverneur Ehrenreich von Burgkstorf verdient machte, und suchte mit Erfolg den Wohlstand der Stadt durch Handel und Schifffahrt wiederherzustellen. Nach dieser Zeit waren die Einwohner bei ihrem großen Wohlstand so üppig, daß, obgleich eine Feuersbrunst 1672 in der kurzen Vorstadt 32 Häuser verzehrt hatte, der lutherische Archidiaconus Glado die große Oderüberschwemmung im Okt. 1692 in seiner Wasserpredigt für eine Sündfluth erklärte und die Küstriner ernstlich zur Besserung ermahnte. —

Besonders merkwürdig ward Küstrin 1730 durch die Gefangenschaft des Kronprinzen Friedrich und die Hinrichtung des Lieutenants Katte (den 6. Nov.). — König Friedrich Wilhelm nahm 1732 vertriebene Pfälzer und Salzburger in Küstrin auf, und ließ deßhalb 1733 die Neustadt im Hornwerke anlegen. In diesem Zustande blieb die Stadt bis zum Unglücksjahre 1758, und hatte damals folgende öffentliche Gebäude: das Schloß, das Rathhaus, das Landhaus, das neue Gouvernements-Haus, 3 Zeughäuser, 2 feuer- und bombenfeste Pulverthürme, 3 große Korn- und Proviantmagazine, 1 Werk- und 1 Speckhaus, 1 Salzmagazin für die ganze Neumark nnd 4 Kirchen: die königliche Hofkirche im Schlosse, die große evangelische Pfarrkirche und die kleine Garnisonkirche, welche mit der Neustadt im russischen Bombardement stehen blieb, und die Begräbniß- oder Gottesackerkirche. Die damaligen königlichen Behörden waren: die neumärkische Regierung und das evangelische Consistorium, schon vom Markgrafen Johann daselbst errichtet, nach 1571 die Kriegs- und Domänenkammer, das Kriminalcollegium, das Landschaftsdirectorium, zwei geistliche Inspektionen für die Lutherischen und Reformirten, und endlich das Oberpostamt für die Neumark.

Im Jahre 1758 rückten die Russen unter Fermor im August durch Polen gegen die Oder vor, und dieser wünschte um so mehr sich der Festung Küstrin zu bemächtigen, als er hörte, daß man aus der Umgegend und ganzen Neumark alle Kostbarkeiten, Kirchensilber rc., dahin geflüchtet hatte. Daher sagte er auch in seinem Hauptquartier zu Königswalde: „Ich weiß wohl, daß alle Schätze der Neumark nach Küstrin geflüchtet worden sind. Ich werde eben so viel Feuer hineinwerfen lassen, als ich Blutstropfen in meinen Adern habe.“ Zuerst wollte er seinen Angriff von Sonnenburg aus machen; allein er sah bald die Unmöglichkeit ein, und zog sich daher nach Landsberg an der Wartha zurück. Da gingen die Russen über die Wartha und rückten hierauf gegen die Festung vor. Der General Graf Dohna, welcher bei Lebus stand, ließ noch den 15. August vor Tagesanbruch 4 Bataillone Infanterie mit einiger Kavalerie in die bedrohte Festung rücken. Diese unternahmen nun eine Recognoscirung, wurden aber gegen 6 Uhr von den Russen zurückgeworfen, und um 7 Uhr begann das fürchterliche Bombardement, welches in 24 Stunden, ohne daß Jemand, außer dem nackten Leben, Etwas retten konnte, die Stadt in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. In weniger als 2 Stunden stand die ganze Altstadt in lichten Flammen und die Gluth ward so groß, daß selbst die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen. Die Festungswerke dagegen hatten die Russen ganz verschont, und Fermor forderte den 17. Aug., unter den härtesten Bedrohungen, aber dennoch vergeblich, ihre Uebergabe. Da eilte der König aus Schlesien herbei, und merkwürdig ist es, daß gerade bei Zorndorf, 2 Stunden nördlich von Küstrin, am 25. August die Russen durch eine gänzliche Niederlage den gerechten Zorn Friedrichs büßen mußten. Die Gefangenen und alle erbeutete Siegeszeichen wurden nach Küstrin gebracht und selbst die Generale in die Kasematten gesteckt. „Ich habe kein Sibirien!“ rief Friedrich bei dem Befehle aus. — Die russische Kriegskasse schenkte der König sogleich der unglücklichen Stadt. Es waren 11,000 Preußen und 20,000 Russen gefallen. Seit 1826 steht auf der Stelle, wo Friedrich die Schlacht leitete, ein auf Kosten der Neumark errichtetes Denkmal. — Zum Wiederaufbau der Stadt schenkte der König 434,248 Thlr., und den Vorstädten, welche die Besatzung zu ihrer Vertheidigung niedergebrannt hatte, 59,702 Thlr.; auf den Neubau des Schlosses (27,968 Thlr.) und der Stadtkirche (27,120 Thlr.), welcher Friedrich noch 1784 10,000 Thlr. schenkte, wurden über 54,988 Thlr. verwendet. Die Bürger erhielten überdieß aus der Brandkasse 39,392 Thlr. und 36,687 Thlr. Kollektengelder. Ueberhaupt ward die Stadt regelmäßiger, dauerhafter und schöner bis 1768, mit einem Aufwande von 716,618 Thlr., wieder aufgebauet. — Im Jahre 1806 wurde diese durch Natur und Kunst starke Festung, wiewohl sie mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war, von dem Kommandanten, Obersten von Ingersleben, ungeachtet er dem kurz vorher anwesenden Könige den tapfersten Widerstand versprochen hatte, schon den 1. Nov. ohne alle Vertheidigung und Kapitulation mit 4000 Mann und 90 Kanonen den Franzosen übergeben. Seitdem blieb sie, auch nach dem tilsiter Frieden, in der Gewalt der Franzosen, bis zum 7. März 1814, wo sie durch Kapitulation an die Preußen wieder überging. — Küstrin ist der Geburtsort des Geographen Engelhardt (Geh. Reg. R. im statistischen Büreau), des Schriftstellers Gründler u. A.

Stecklenburg und Lauenburg.

An der Mitternachtseite des Harzes liegen, 1½ Stunde von Quedlinburg, die Ruinen der Burgen Stecklenburg und Lauenburg nahe beisammen. Die Stecklenburg liegt auf einer mäßigen, bewaldeten Anhöhe, während in der Tiefe sich das Dorf Stecklenberg ausbreitet. Betrachtet man dieselbe, so zeigt sich zuvörderst ein Thurm, der vom Blitzstrahle getroffen, seitwärts sich neigt. Vom Thurme aus nach Morgen zu erblickt man eine mit vielen Fensteröffnungen durchbrochene Mauer, un-

streitig die Wand der Burgkirche, in welcher die Dorfgemeinde noch 1740 ihren Gottesdienst hielt. Am Westende des Burghofes finden sich Trümmer des Haupteinganges. Der Umfang des Burgberges, dessen äußerste Hauptmauer nach Mittag noch fest steht, ist nicht groß. Die Geschichte der Burg ist ziemlich lückenhaft. In der Mitte des 12. Jahrhunderts lag sie im Gebiete des Stiftes Quedlinburg. Zu Ende des 13. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts war Stecklenburg ein Eigenthum Derer von Hoym. Im Jahre 1364 kam die Veste an die Herren von Hadmersleben; diese befehdeten von hier aus die ganze Umgegend, vorzüglich aber Quedlinburg und Halberstadt, bis die durch Handel und Gewerbe reichen Bürger ein Bündniß schlossen, vor die Burg zogen, sie eroberten und zerstörten. Diese ward später wieder Eigenthum der Hoyme, welche sie auf's Neue aufbauten, und viele Jahre inne hatten. Das Ende, wie der Anfang von der Stecklenburg, liegt im Dunkeln. Noch jetzt sind diese Trümmer eine schöne Zierde der Umgegend.

Von der Stecklenburg nicht weit entfernt, höher im Walde erhebt sich

Die Lauenburg,

welche aus 2 Burgen bestand, von denen die Hauptveste mit abgebrochenem Thurm hoch lag, während die Vorburg tiefer gelegen war, deren Stätte aber nur noch Grundmauern bezeichnen. Bei der Hauptveste finden sich auch nur noch Schutthaufen, Wälle, Gräben und verfallne Keller. Auch von dieser Burg weiß man nicht, wenn und von wem sie erbauet worden ist. Die älteste Nachricht ist aus dem 12. Jahrh., wo sie im Besitze der Pfalzgrafen von Sommerschenburg war, und von Heinrich dem Löwen 1166 zerstört wurde. Als er 1180 von Friedrich I. geächtet und aller Reichslehen verlustig ward, da verlor er auch die Lauenburg, die nun in die Hände Ottos von Wittelsbach kam. Die Lauenburg, durch ihre Lage zu einem Raubneste ganz besonders geeignet, ward 1290 von Rudolf von Habsburg zerstört; zu Anfange des 14. Jahrhunderts gehörte sie den Grafen von Reinstein, und kam 1338 bei der Auslösung des Raubritters Albert von Reinstein an Quedlinburg, deren Bürger die Veste erobert hatten. Seitdem schweigen die Nachrichten ganz, und man weiß nicht, wenn die Veste untergegangen ist. In der neuesten Zeit hat sich ein Theil der alten Burgruine zu einem angenehmen Erfrischungshause verjüngt.

Kloster Roßleben,

im Kreise Querfurt, Regierungsbezirk Merseburg, beim Dorfe Roßleben, auf einer Anhöhe an der Unstrut, zwischen Artern und Nebra, in der goldenen Aue, einer der schönsten Gegenden Thüringens gelegen, war im Mittelalter ein 1142 von dem Harzgrafen Ludwig von Wipra und dessen Gemahlinn Mathilde gestiftetes, und mit Nonnen aus dem Augustiner-Orden besetztes, durch die Schenkungen der Grafen von Stolberg und von Hackeborn sehr reiches Kloster, welches 60 Hufen Land, viele Wiesen, Weinberge, Gärten, 5 Dörfer und große Holzungen besaß. Die Grafen Albrecht und Ludwig von Hackeborn verkauften es 1335 an Hermann von Orlamünde. Unter den Schirmvoigten desselben werden 1429 die Herren von Witzleben erwähnt. Friedrich von Witzleben erhielt 1451 vom Herzoge und Landgrafen Wilhelm III. von Thüringen nochmals die Belehnung. Im Bauernkriege ward Kloster Roßleben 1525 zerstört und erst 1554 von Heinrich von Witzleben, beider Rechte Doctor, wieder hergestellt und zu einer Bildungsanstalt, nach dem Muster der Fürstenschulen, später mit 30 Frei- und 30 Kostſtellen nebst 5 Lehrern eingerichtet. Zwar ging diese, nachdem das Stift schon durch die Reformation viele Klostergüter verloren hatte, im 30jährigen Kriege ein, und Kurfürst Georg II. mußte 1658 ihre Wiederherstellung befehlen. Doch erst 1675 konnte sie mit 4 Lehrern wieder eröffnet werden. Darauf wurden sämmtliche Gebäude nebst Klosterurkunden und Bibliothek 1686 ein Raub der Flammen; allein 1724 befahl Kurfürst Friedrich August I. den Aufbau der Gebäude und die Wiederherstellung der Schule, und darauf ward 1727 der Grundstein zu dem noch stehenden palastartigen Gebäude mit Thurm und Säulenportale gelegt. Die Vollendung des Baues und die Wiedereröffnung der Schule kam indessen erst 1742 zu Stande. Durch üble Verwaltung gerieth sie jedoch in Verfall, und ward 1788 deßhalb in Sequestration genommen und dem würdigen Kreisamtmann Just in Tennstädt zur Verwaltung übergeben. Dieser verbesserte hierauf ihren ökonomischen und literarischen Zustand, und gab mehrmals Nachrichten über ihre verbesserte Einrichtung und Beschaffenheit heraus. Seit dem Okt. 1799 gab man die Erbadministration der Familie von Witzleben zurück, und der gelehrte und biedere geheime Finanzrath und Domherr, Georg Hartmann von Witzleben, suchte nun als Freund und Kenner der Wissenschaften das Gedeihen der Anstalt mit allem Eifer zu befördern, was ihm auch mit Hilfe des thätigen Rectors Wilhelm (seit 1800) und der übrigen Lehrer nach Wunsche gelang. — Die Zöglinge, seit der Gründung der Anstalt schon über 4000, müssen bei der Aufnahme wenigstens 12 Jahre alt sein und die nöthigen Vorkenntnisse zur weiteren Ausbildung für die Universität haben. Sie können übrigens volle 6 Jahre daselbst bleiben. — Schon vor, aber besonders nach der preußischen Besitznahme des Landes, hat die Anstalt mancherlei Verbesserungen erhalten: man hat sie erweitert und die Anzahl der Lehrer auf 8 vermehrt. Daher war auch die Schülerzahl seitdem fortwährend im Steigen, und belief sich 1836 auf 77, während früher nie die bestimmte Zahl zusammenkam. — Hier wurden die Orientalisten Hackspan und Gutbier im 17., im 18. Jahrhunderte der Philolog Ernesti, der Dichter von Thümmel, der Geolog von Trebra, der Mineralog Voigt und andere ausgezeichnete Männer gebildet.

Hierzu als Beilagen:

1) Küstrin. 2) Stecklenburg und Lauenburg. 3) Klosterschule Roßleben.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

M.T. P.M.

Klosterschule Rossleben.

BIBL. UNIW. WROCŁAW
Bndz. Zb. Graf.

91

BIBL. UN. IW. Głóv. Zb. Bibl. WROCŁAW

22

M.S. B.I.

Das Riesengebirge,

von Schmiedeberg aus gesehen.